

Nr. 85. Bromberg, den 15. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(12. Fortsetzung.)

Es war in der zweiten Aprilwoche, die Sonne schien, und durchsichtige Wolkenstreifen durchzogen den lichtblauen Himmel wie feine Stränge vom Rande der Erde bis hinauf in die Ewigkeit des Himmels. Unendlich hoch droben hörte man unsichtbare Lerchen trillern. Es gärte und schwoll im Erdboden, und Wasser rann und sickerte in allen Ritzen und Furchen.

Der Vorgländer Stallbursche zerrte das steifbeinige dunkelbraune Reitpferd des Fräuleins gesattelt vor das Portal. Er hatte es mit aller Macht gestriegelt und gebürstet und abgerieben, aber da es zwei volle Jahre im Stall gestanden hatte, ohne bewegt zu werden, war es nicht menschenmöglich, es glatt zu kriegen, und es ging auch, als wagte es kein Bein vor das andere zu setzen. Aber der Bursche hatte aus der Küche Bescheid bekommen, das Fräulein wolle ausreiten — was für ein Einfall! Wenn man zwei ganze Jahre vor ihr Ruhe gehabt hatte, könnte sie einen auch weiter in Frieden lassen, dachte der Stallbursche, während er das Pferd hielt und so forsch auszusehen versuchte wie früher.

Er schielte nach Fräulein Elisabeth, als sie, ganz wie ehemals, hochmütig und ohne Gruß herauskam und aufsaß.

Ein brennender Schmerz von einem Peitschenhieb fuhr dem Burschen übers Ohr, und so hochnäsig wie möglich fragte Fräulein Elisabeth: „Was? Das nennst du ein Pferd putzen?" Die Peitsche klatschte von neuem, diesmal aber auf das Pferd; und der Sporen mußte ihm wohl tief ins Fleisch gedrungen sein, denn der Gaul zuckte zusammen und hob mit einem Klagelaut den Kopf. Er machte einen kläglichen Versuch, zu galoppieren, bekam die Beine endlich in Gang, und dann trabten sie aus dem Hof in die Allee hinaus.

Der Bursche rieb sich das Ohr und sagte, während er ihr nachsah, ungefähr dasselbe, was der verrückte Bruder des Obersten, „Bruder Lorenz", der hier wie ein Gespenst herumlief, von ihr zu sagen pflegte: „Der Teufel soll sie bei lebendigem Leibe holen!"

Am Ende der Allee begegnete Fräulein Elisabeth einem ärmlich gekleideten blassen Mädchen von einer der Kätnerstellen. Die Kleine mochte schon allerlei über das Fräulein gehört haben, denn sie lief ohne Gruß davon, wahrscheinlich, um schnell vorbeizukommen. Aber Fräulein Elisabeth hielt das Pferd an und rief: „Halt!"

Das Mädchen blieb stehen, und die Reitpeitsche sauste ihm rechts und links um die Ohren; es tat weh, als würden ihm die Ohren abgeschnitten. Dicke Striemen liefen über beide Backen und den Hals unter den dünnen Zöpfen hin. Die Kleine schrie wie am Spieß, und Fräulein Elisabeth richtete sich hoch im Sattel auf. „Das nächste Mal wirst du wohl knicksen!" Und dann gab sie dem Gaul wieder den Sporen und ritt in die Frühlingssonne hinaus, aufrecht und immer noch schön trotz den zwei Jahren in ihren vier Wänden.

Hinten im Hof ging der Bursche zum Stall, die Hand am Ohr. Was hatten all diese Veränderungen der letzten Zeit zu bedeuten? Zwei Jahre lang war der Narr, der Lorenz, hier herumgestrolcht, wie es ihm beliebte, und im Stall, in der Gesindestube und überall hatten sie ihren Spaß an seinem närrischen Geschwätz gehabt; jetzt, seit Weihnachten, hielt man ihn wieder wie früher in seiner Kammer fest, und er durfte nur seinen Morgenspaziergang im Garten machen, ehe die anderen auf waren. Der Oberst, der bisher wie ein Schatten umhergeschlichen war, begann sich wieder überall zu zeigen. Er kam, die alten Geräte und die Gäule, soweit sie nicht schon verkauft waren, zu besichtigen, und redete davon, alles Schadhafte instand zu setzen. Und heute erschien auch noch das Fräulein mit dem alten Teufel im Nacken und wollte ausreiten.

Die Herrschaften auf Vorgland hatten in den letzten Jahren mit niemand Umgang gehabt. Sie schlossen sich ein aus Scham darüber, daß sie ihr ganzes Hab und Gut verloren und auf Vorgland jetzt nichts mehr zu sagen hatten, so daß sie von der Gnade des alten Dag leben mußten. Darum erfuhren sie auch so wenig von den Ereignissen in der Welt draußen, aber im Spätherbst hatten sie unerwartet den Besuch eines Beamten aus dem Südland bekommen und durch ihn gehört, wie viele Erbgüter rechtskräftig eingelöst worden waren und wie leicht die Papierscheine hierfür zu haben wären.

Der Oberst, mutlos und gebrochen, fühlte sich vielleicht endlich einmal wohl, seit ein Stärkerer den riesigen Besitz verwaltete. Er war auch verständig genug, zu erkennen, daß dem Hof noch vieles mangelte, selbst wenn es eine Kleinigkeit war, das Geld für den Rückkauf gepumpt zu kriegen. Der Pferde- und Rindviehbestand war seit Jahren nicht erneuert, die besten Tiere verkauft, mit den Geräten stand es hoffnungslos, die Gebäude verfielen allmählich — wie es eben ist, wenn irgendwo Armut jahrelang zehrt. Um alles zu ersetzen, was hier fehlte, brauchte man auch Geld, und da war es nicht, wie bei dem Rückkauf des Gutes, mit kümmerlichen Papiergeldsummen getan. Da ging es um größere Zahlen — nach dem wahren Tageswert für jedes einzelne Stück.

Dazu kam noch, daß der Alte auf Björndal so anständig gewesen war. Im ersten Jahr, jenem dunkeln Mißjahr, hatte er ihnen die gesamte Frucht überlassen und war ihnen außerdem noch hilfreich beigesprungen; im zweiten Jahr, das so großartig ausfiel, hatte er nur so wenig für sich selber beansprucht, daß ihnen alles im Überfluß blieb. Der Oberst war mit dem Rechtlichkeitsbegriff einer generationenlangen Herrschaftspflicht großgeworden. Er besaß sehr wohl einen Blick dafür, was Dags Hilfe an Leuten, Pferden und Geräten für Vorgland bedeutete. In seinem Stolz empfand er es als Unredlichkeit, alles dies noch neben den Werten anzunehmen, die der Alte in gutem Geld für den Pfandbrief bezahlt hatte. Das schmeckte nach Unehrenhaftigkeit.

Aber Fräulein Elisabeth hatte ihn aufgehetzt, ihn mit bissigen Reden Tag und Nacht aufgestachelt, bis er sich schließlich hinsetzte und den Rückkauf anmeldete. Damit er sich nicht anders besinne, nahm sie das Schriftstück an sich und hatte es schon wochenlang in Verwahrung.

Sie wußte aus den Bedenken des Vaters, wie sehr es an allem übrigen mangelte, und hatte ihre Beschlüsse danach gefaßt. Sie wollte das Schriftstück nicht absenden, ehe die Björndaler mit der Frühjahrsbestellung fertig waren. Selbst wenn sie dann auch den Anspruch auf die Ernte behielten — dies wußte sie nicht genau —, war das Land wenigstens bestellt, und sie würden weiter dränieren und bessern, wie sie angefangen hatten; ihr Vater aber gewann Zeit, um das nötige Geld aufzubringen und den Einkauf von Vieh und Geräten zu besorgen.

Sie hatte beschlossen, sich bis zur Absendung des Schreibens im Hause zu halten; heute aber lag ein so wunderbarer Frühling in der Luft, und sie fühlte sich wie neugeboren in der Hoffnung, daß sie wieder die Herren auf Borgland würden, und daß ihre frühere Freundin Adelheid, die jetzt auf Björndal verheiratet war, den drohenden Verlust von Borgland erführe. Sie mußte heute einfach in die Sonne hinaus, die altgewohnten Wege reiten und nach der langen Eingeschlossenheit das Leben ringsum spüren.

Und Elisabeth von Gall, die man „die Böse" nannte, bog aus der Borgländer Allee nach Norden ab, in den Weg nach Björndal hinein. Man munkelte so allerhand über sie. War sie es nicht gewesen, die Tore Björndal in einer Mondnacht auf den alten Weg gehetzt hatte — zur Schlucht im Jungfrautal —, und niemand hatte ihn wiedergesehen? Ihr Kavalier an jenem Abend, der forsche Leutnant von Margas, war auch dabei gewesen — mit seinem Degen, und Tore Björndal ohne Waffe. Und nachher war Leutnant Margas nie mehr nach Borgland gekommen, und es hieß, er sei ins Ausland gegangen und in der napoleonischen Armee gefallen. Sie hatte Tores Bruder, den jungen Dag, zum Ball nach Borgland geladen und ihn den ganzen Abend umgaukelt, aber er hatte sie verschmäht und zuletzt mit Adelheid Barre getanzt, die dann seine Braut geworden war. Ja, man tuschelte manches über Fräulein Elisabeth, von ihrer teuflischen Bosheit gegen Menschen und sogar — gegen unschuldige Tiere.

Nun ritt sie hochmütig im Sonnenschein dahin — ein Stück Weges nach Norden. Fräulein Elisabeth war sehr kurzsichtig, aber sie vernahm vom Walde her das Rollen eines Wagens, und bald konnte sie ihn auch sehen. Da wendete sie ihren Gaul und ritt gemächlich zur Allee zurück. Doch der Wagen folgte ihr die Allee hinauf. Da hielt sie ihr Pferd an und wartete mit starrem Blick.

Es war Syver Hintenauf, der Großknecht von Björndal, und er wollte das Ackergerät, das sie voriges Jahr in Borgland gelassen hatten, vor der Frühjahrsbestellung nachsehen. So etwas geschah immer rechtzeitig auf Björndal und überall, wo der alte Dag herrschte.

Fräulein Elisabeth erkannte ihn, aber auch er hatte sein Teil von ihr gehört und rollte breit und sicher daher, um an ihr vorbeizufahren ohne Gruß, nur mit einem kleinen, flüchtigen Aufblick zu ihr.

„Kann Er nicht einmal grüßen?" Die Reitpeitsche zischte durch die Luft, aber sie wurde von des Großknechts mächtiger Faust aufgefangen, ihr aus der Hand gerissen und flog, vor ihren Augen in vier Stücke zerbrochen, in den Straßenschmutz.

Er wollte weiterfahren, aber sie gebot ihm mit scharfer Stimme zu halten. „Raus aus der Allee mit Ihm!" schrie sie. „Was hat Er hier zu schaffen?"

„Ooh", antwortete Syver, „ich wollte man bloß nach den Geräten sehen."

„Hier hat niemand von — von drüben mehr was nachzusehen. Die Geräte werden wir auf die Straße werfen, daß Er es weiß. Dort könnt ihr sie abholen."

Syver musterte sie ruhig, und ein behaglicher Zug kam in sein Gesicht. „Ich hab meinen Auftrag vom Alten, und was der sagt, das tu ich".

Fräulein Elisabeth beruhigte ihren Gaul, dem sie in der Wut den Sporen gegeben hatte. „Will Er machen, daß Er fortkommt! Niemand von drüben hat hier noch etwas zu suchen. Bestelle, daß wir das Gut einlösen, sofort einlösen — alles ist schon geschrieben!"

„Geschrieben vielleicht", sagte der Großknecht ganz langsam, „aber bloß nicht eingereicht, nicht rechtzeitig eingereicht, und jetzt ist es ja zu spät." Er spuckte geräuschvoll in weitem Bogen aus.

Fräulein Elisabeth wurde bleich. „Zu spät?" flüsterte sie atemlos.

„Ja, jetzt braucht man richtiges Geld dazu. Jetzt muß alles gesetzlich taxiert werden. Gestern ist ein Brief gekommen vom Advokaten." Und damit fuhr Syver Hintenauf an Fräulein Elisabeths Nase vorbei und bog mit besonderem Schwung in den Hof von Borgland ein. Und er hauste und rumorte in den Scheunen und hantierte mit Eggen und Pflügen und Spaten, daß es über den ganzen Hof schallte. Wenn der alte Dag rücksichtsvoll war und hier auf dem Hof niemand behelligte, war Syver Hintenauf eine Rechtfertigkeit für sich. Er kannte die alte Geringschätzung der Borglander Herrschaft für alle Björndaler, ja, für alle lebenden Menschen überhaupt, und wußte von den Teufeleien des Fräuleins. Es hatte ihm in den Fingern gejuckt, sie auf der Stelle durchzuwalken, dieses Teufelsweib, doch ging das bei einer so feinen Herrschaft wohl nicht an.

Der Alte hatte ihm geradeheraus gesagt, die Frühjahrsbestellung sei von ihm aufgeschoben worden, weil er hier und anderwärts den Rückkauf erwartet habe. Dann war Nachricht gekommen, in Kopenhagen habe man mit der Papierwirtschaft Schluß gemacht; der 5. April sei Stichtag. Künftig solle taxiert werden. Syver hatte hier selbst die Felder bestellt, wie der alte Dag es ihm aufgetragen und gezeigt hatte. Und daß bei ordentlicher Taxierung heute hier unbezahlbare Werte steckten — soviel Zutrauen besaß Syver zu seiner eigenen Arbeit.

Und die Rückkaufsfrist, die früher fünfzehn Jahre betrug, sei jetzt auf fünf Jahre herabgesetzt, hatte der Alte gesagt. Da konnten der Oberst und diese hochnäsige Ziege schwarz werden, ehe sie in den drei restlichen Jahren solche Summen auftrieben. Solchen Reichtum traute Syver nur Vater Dag zu. Er kannte weder Gnade noch Rücksicht für Leute wie die Borglander. Er steckte mitten in der Arbeit seine Pfeife an und rauchte und lärmte, als sei er der Herr über ganz Borgland.

Syvers Behauptungen erwiesen sich als recht und richtig in jedem Wort. Fräulein Elisabeth schickte einen Eilboten zum Vogt hinunter und bekam die Antwort, sie habe zu lange gezögert. Sie war daraufhin Tage und Wochen bettlägerig. Auch den Oberst traf es hart, nachdem er sich nun glücklich entschlossen hatte; am nächsten Tag aber schon machte er wieder seinen Spaziergang im Garten, und man hörte ihn pfeifen — ganz wie in den guten alten Zeiten.

Syver fragte sich, ob, wenn er heimkäme und von dem Zusammenstoß mit dem Fräulein erzählte, Dag wohl böse werden und beschließen würde, den Oberst samt seiner Tochter aus Borgland zu vertreiben.

Nein, der Alte hatte ihm einmal das Versprechen gegeben, er dürfe bis zu seinem Ende ruhig auf Borgland sitzen, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß man ein einmal gegebenes Wort widerrufen könne.

Auch Syver schilderte den Vorfall ohne jede Heftigkeit. Er hatte seinen Ärger noch auf Borgland ausgetobt und berichtete das Geschehene jetzt nur ganz beiläufig.

Nach der günstigen Regelung des Rückkaufrechts von Freigütern war Dag mild und gnädig gestimmt, und er sagte ernst zu Syver: „Den Oberst kannst du getrost ehrerbietig grüßen, denn der war doch Soldat."

Es verlautete von Borgland nichts mehr über eine Kündigung, die Björndalschen Leute zogen wie sonst mit den Gäulen von der Frühjahrsbestellung daheim zur Bestellung auf Borgland, die schweren Pflüge mit den stählernen Pflugscharen rissen tiefere Furchen in den guten Boden als je in all den Jahrhunderten vor Dag Björndals Zeit.

Der Oberst stand im Garten hinter den Büschen und blickte wehmütig über den alten Familienbesitz hin, und oben in Fräulein Elisabeths Kammer bewegten sich die Gardinen verstohlen hinter den Scheiben.

Vater Dag war nun mit dem Gang des Rechts nicht mehr unzufrieden, noch auch mit der Regierung und Obrigkeit im Lande. Er steckte seine Pfeife auch nicht mehr mit Talerscheinen an.

Es gab eine gute Ernte, auf Borgland war sie sogar hervorragend. Und im Spätherbst kam auf Björndal wieder ein Sohn zur Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtling aus Stratford.

Erzählung von **Maré Stahl.**

An einem Morgen im Vorfrühling des Jahres 1586 lag der Nebel so dicht und gelbgrau über dem Themsefluß, wie er es seit Hunderten von Jahren um diese Zeit zu tun pflegte.

Durch diesen tastete sich ein junger Mann, der sehr mit Schmutz bespritzt, hungrig und durchgefroren soeben das Stadttor passiert hatte, in das die Landstraße von Oxford einmündete. Er war die Nacht durchgewandert, um ein Nachtlager zu sparen, und fragte jetzt nach dem Geschäft des ehrenwerten Herrn Thomas Vautrollier.

Man beschrieb dem Müden den Weg, aber er irrte lange in der milchigen Dämmerung umher, ehe er das Haus fand.

Ein junger Mann in langen Strümpfen, kurzer, bauschiger Hose und knappem Wams, das etwas Stutzerhaftes an sich hatte, kam auf das Geräusch aus einem Nebenraum. Er trug einen Topf mit Buchbinderkleister in der Hand, den er fast fallen ließ, als er plötzlich die Arme ausbreitete und rief: „William, was machst du in London?"

Das kluge Gesicht des Angeredeten verzog sich zu einem Lächeln: „Der Boden in Stratford ist augenblicklich zu heiß für mich, Richard."

Richard Field durchfuhr ein heftiger Schreck. „Du brauchst doch nicht etwa Furcht vor dem Galgen zu haben, William?"

„Unsinn", sagte der und setzte sich rittlings auf einen der Tische, die voller Papiere, Druckbuchstaben und Einbände waren. „Ein Spottgedicht auf Sir Thomas Lucy von Charlecot ist mein ganzes Verbrechen."

Der Buchdrucker schüttelte den Kopf. „Und warum?"

William dehnte die Worte etwas, als er weitersprach: „Er verstand keinen Spaß, dieser Herr. Er konnte nicht begreifen, daß wir seine Parks zur Nachtzeit besuchten, er war der festen Meinung, daß wir ihm sein Wild stehlen wollten. Als ob der Sohn des Aldermanns John Shakespeare ein gemeiner Wilddieb wäre."

„William, William", sagte Field eindringlich, „es nimmt mit dir ein schlimmes Ende! Dabei bist du doch ein so teufelsmäßig gescheiter Bursche, niemand hat die Gabe wie du, Verse aus dem Ärmel zu schütteln."

Das Gesicht des lächelnden William wurde ernst. „Lassen wir das", sagte er. „Sage mir lieber, — kann ich hier eine Beschäftigung haben?"

Der Freund dachte nach. „Vielleicht bei uns", sagte er endlich, „wir brauchen einen zweiten Gehilfen, du glaubst gar nicht, was für einen Aufschwung das Buchdruckergewerbe genommen hat. Die Bücherschreiber ersticken uns geradezu in ihren Werken: Robert Green, mit seiner spitzen Zunge, Thomas Lodge, der den Puritanern so tüchtig auf den Kopf gibt. Hier aber —", er ergriff einen Haufen loser Blätter, — „ist der König der Dichter: Christopher Marlowe! Er hat ein Stück geschrieben, Faust, das soll ein deutscher Magister gewesen sein, den der Teufel holte." Er schöpfte Atem und sah William stolz an.

William hatte unruhig und zerstreut zugehört. Er griff nach den Blättern, warf einige Blicke darauf und seufzte tief auf. „Glücklicher Marlowe!" sagte er gedankenvoll.

„Wenn du nicht so ein Taugenichts wärst", scherzte Field, „könntest du auch Bücher schreiben. Wie glaubst du, würde es sich ausnehmen, wenn hier statt Christopher Marlowe in riesigen Lettern: William Shakespeare stünde. Das wäre ein Witz — wie?" Er puffte den Freund liebevoll in die Rippen: „Ich gehe jetzt, um mit Sir Vautrollier zu reden —", er warf sich in die Brust, „es ist so gut wie abgemacht, fürchte nichts für deine Zukunft, du siehst nämlich in mir den zukünftigen Schwiegersohn und Nachfolger des ehrenwerten Herrn Vautrollier."

William sah ihm nach, lächelte und vertiefte sich in die Szenen des Doktor Faust.

Einige Wochen arbeitete Shakespeare zur vollen Zufriedenheit der beiden Buchdrucker im Geschäft. Field sparte nicht mit Lob, denn er hoffte, den gescheiten und witzigen Freund an sich zu fesseln. Er tat sich allerhand zugute darauf, den unruhigen Shakespeare untergebracht zu haben, er fühlte sich verantwortlich wie ein Vater für ihn und kehrte oftmals den Lehrmeister heraus, er fand, daß sei er der Familie Williams, die in Stratford zurückgeblieben war, schuldig, denn er hoffte auf eine gute bürgerliche Existenz für den Ruhelosen. —

Aber eines Tages war William fort. Field schickte den Lehrling vom Setzkasten weg, ihn zu suchen. Der Junge durchforschte alle Gasthöfe Londons, er vergaß weder „Das goldene Kreuz", noch den „Wilden Schweinskopf" in Eastcheap, aber der junge Fremde blieb verschwunden.

Am späten Nachmittag begab sich Richard auf die Fahndung nach dem Freund. Als er an der Theaterbude vorbeikam, wo augenblicklich die Truppe des Lord Leicester ein Stück von Marlowe gab, schien es ihm, als ob er in der Menge vor dem Eingang das Wams Williams aufblitzen sah.

Er kämpfte sich mit Knien und Ellbogen durch das Gewühl von Pferden, Sänften, Trägern und Reitknechten und sah auf einer Treppenstufe wirklich William stehen.

Er hielt die Zügel von fünf prachtvollen Hengsten in der Faust, die, wild gemacht von dem Tumult der ins Theater Strömenden, hin und her tanzten. Er war rot und erhitzt von der Anstrengung, die Tiere zu halten.

Als er Field auf sich zukommen sah, lachte er laut und spitzbübisch. „Nun", rief er, „hast du dein schwarzes Schaf gefunden, Richard? Ich bitte dich, geh heim, es ist verlorene Mühe, mich halten zu wollen, du siehst, ich habe kein Talent zum braven Handwerksmeister und Stubenhocker."

„Aber, um Himmelswillen, was tust du hier?" fragte der verdutzte Field.

„Verdammt!" schrie Shakespeare und zerrte einen Gaul, der, gerade von einem vorüberrauschenden Frauenkleid gestreift, wieder zu steigen begann, am Zaum nieder. „Da redet man immer von der Intelligenz dieser Rösser, aber sie haben keinerlei Verständnis für die höhere Kunst, sie hindern mich durch ihre Bockigkeit, einen Blick in den Musentempel zu werfen."

Ein großes Geschrei verkündete, daß die Schauspieler aufgetreten waren.

Shakespeare verstummte und reckte sich auf die Zehen, um einen Blick durch die halb offene Tür auf die Bühne zu werfen, die flach wie ein Podium nur um weniges die sie umstehenden Theaterbesucher überragte.

Das Getümmel war ruhiger geworden, die Pferde sänftigten sich und standen still. Die Kutscher und Reitknechte saßen auf den Stufen des Eingangs und tranken fleißig Kornbranntwein, um sich die Zeit und die Kälte zu vertreiben. Es war ziemlich still, so daß man deutlich die Worte der Tragierenden verstehen konnte.

Richard Field sprach kein Wort mehr. Er stand traurig neben dem ungeratenen Freund, für dessen Zuverlässigkeit und Arbeitseifer er mit seinem Wort gebürgt hatte. Ab und zu unterbrach ein ungeduldiges Schnaufen der Hengste die Stille.

Endlich trat eine Pause ein. Der neue Auftritt wurde vorbereitet, die Schauspieler zogen sich in den Hintergrund der Bühne zurück. Einige handfeste Kerle schleppten Möbel und Gerätschaften heraus und neue herein.

Shakespeare erwachte wie aus einem Traum. „Das ist alles recht gut", sagte er nachdenklich, „aber ich finde, man könnte das alles viel besser machen. Die Schauspieler bewegen sich viel zu steif, auch was sie sprechen, klingt so übertrieben, man sollte sie viel mehr wie richtige, lebendige Menschen reden lassen. Ich möchte so etwas spielen, und ich werde einmal solche Stücke schreiben!" Field lächelte mit verächtlicher Nachsicht.

Shakespeares Heiterkeit kehrte allmählich wieder. Er schlug mit der freien Hand dem Freund gutmütig auf die Schulter. „Armer Junge", sagte er, „da läufst du nun herum wie eine Glucke, die ihre ausgebrüteten jungen Entlein aufs Wasser gehen sieht." Er wurde ernster: „Ich will es dir nur gestehen, Field, ich bin nach London gekommen mit dem festen Entschluß, etwas beim Theater zu werden. Ich sah in Stratford die Schauspieler der Königin auf einer Gastrolle. Seit diesem Tage habe ich keine ruhige Stunde mehr gehabt."

Fields Traurigkeit schlug allmählich in Zorn um. „Nennst du das eine Laufbahn am Theater?" rief er und deutete auf die Pferde. „Du hältst die Reittiere der vornehmen Herren und glaubst, ein Reitknecht, der den Bügel hält, ist selbst ein Lord."

„Es ist schon aus manchem einfachen Dienstmann ein Ritter geworden", sagte Shakespeare versonnen, „denke nur an die Geschichte —".

„Geh zum Teufel mit deiner Geschichte", sagte Field mürrisch, „wenn dein ganzes Studium der Klassiker dich nur dazu bringt, die Reitpferde irgend eines Fants zu beaufsichtigen, dann pfeife nur auf dein ganzes Latein."

Shakespeare verbeugte sich mit komischem Ernst. „Das sind keine gewöhnlichen Pferde, Sir Richard Field", sagte er.

„Wem gehören sie denn?" fragte Richard spöttisch, „— der Königin von England?"

„Mehr — mehr!" sagte Shakespeare. „Es sind die Pferde Marlowes und seiner Begleiter."

Field war verblüfft. „Du bist mir unverständlich", sagte er mit rauher Stimme.

Da nahm der neue Akt seinen Anfang. William verstummte jäh und versank wieder ganz in das Stück, das dort über die Bretter ging. Als die einsinkende Dämmerung der Vorstellung ein Ende machte, erwachte er aus fernen Welten wieder zur Wirklichkeit.

Die Zuschauer strömten aus dem Theater. Christopher Marlowe kam, von einer Schar stürmischer Bewunderer gefolgt, und bestieg sein Pferd, das Shakespeare ihm ehrfürchtig zuführte.

„Euer Ehren", sagte er, als Marlowe sich in den Sattel schwang, „hat Euer erhabener Geist vielleicht ein wenig Gunst übrig für einen armen, der Kunst zugewandten Knecht? Könntet Ihr Euer gewichtiges Wort für ihn verwenden, damit ich von nun an wenigstens im Hause, statt vor der Tür, tätig sei? Wenn Ihr auf meine Muskeln blickt, werdet Ihr mir zugestehen, daß ich zum Kulissenschleppen tauge, aber wenn ich Euch sage, daß ich die Lateinschule besucht habe, werdet Ihr mir vielleicht einen Posten als Souffleurgehilfe für eins Eurer Dramen zuweisen können." Er schwieg und setzte hinzu: „Wenn ich Eure Großmut nicht überschätzt habe."

Field erschrak über die Frechheit des Nachsatzes.

Marlowe lächelte. „Gut", sagte er, „ich fühle mich durch dich geschmeichelt. Wie du es beabsichtigt hast. Komm morgen zu mir." Er wandte sein Pferd, das schon ungeduldig den andern nachstrebte und grüßte gnädig mit der Reitgerte.

William atmete tief auf. „Der erste Schritt!" murmelte er. Er war so versunken, daß Richard Field diesen seltsamen Menschen nicht zu stören wagte.

William Shakespeares Augen waren weit geöffnet und auf ein nur ihm sichtbares Ziel gerichtet, das in der Ewigkeit lag.

Die stählerne Freundin.

Skizze von **Walter Dach.**

Da lesen wir immer wieder über Frauen, die neue Hüte und neue Kleider haben wollen und den „Herrn des Hauses" zu solchem Zweck, eine jede auf ihre Art, bestürmen.

Nun, es ist nichts Geringeres daran, wenn eine Stenotypistin sich in den Kopf gesetzt hat, die alte Schreibmaschine tauge nichts mehr, es müßte eine neue beschafft werden.

„Herr Bunger, sehen Sie das große „N" einmal an, wie windschief das steht. Das „O" —"

„Braucht man nur selten", wandte Herr Bunger ein.

„Gewiß", sprach Fräulein Elisabeth weiter. „Aber hier das „E", das große und das kleine „e", Jammergestalten! Dabei ist das „e" der am häufigsten gebrauchte Buchstabe."

„Man kann die Typen richten lassen", meinte Herr Bunger.

„Ach", sagte Fräulein Elisabeth, „was Gescheites wird das doch nicht. Es ist ja außerdem die Walze uneben. Die Umschaltung hapert. Es ist —"

„Also gut", meinte Bunger. „Sie sollen eine neue Maschine haben." —

Nun freilich herrschte Freude im Haus. Dann wurde die neue Maschine gebracht: ein blitzendes, lockendes Wunderwerk. Die Mitarbeiterinnen kamen herbei, die Packer und Boten standen in der Tür.

Als sich der Schwarm verlief und Fräulein Elisabeth auch der alten Maschine einen freundlichen Blick schenken wollte, wie man das Altverdientem gerne antut, war die verschwunden. Bunger hatte sie dem Lieferanten der neuen Maschine in Zahlung gegeben. Der Bote der fremden Firma war damit auf und davon.

„Ach so . . .", meinte Fräulein Elisabeth. „So ist das." Sie sagte es leise und enttäuscht.

Ihre Finger glitten über die neuen, blanken Tasten. Sie warf einen neugierigen Blick ins Gehäuse: alles war prächtig. Die Buchstaben saßen wie gedruckt auf dem Papier.

Doch: die alte Maschine war wirklich eine alte! Eine, die viele lange Arbeitsjahre hinter sich hatte. Eigentlich hätte man sie aber auch behalten können. Eine Ersatzmaschine wäre nicht übel gewesen. Immer kam es mal vor, zwischendurch etwas zu schreiben, während Wichtiges eingespannt lag. Und der neue Lehrling hätte auf der alten Maschine üben können . . .

„Das ist nun zu spät", sagte Herr Bunger. „Im übrigen mag ich solchen stählernen Krüppel nicht herumstehen haben."

Stählerner Krüppel! Nein, diesen Schimpfnamen hatte die alte Maschine nun wirklich nicht verdient. Sie war alt und mit Gebrechen behaftet, — werden nicht auch wir einmal alt sein und nicht mehr so recht können? Wirft man uns dann gleich auf den Schrotthaufen? Gibt es dann, sofern wir nicht ganz hin sind, nicht noch immer im Rahmen verminderter Fähigkeit Betätigung für uns? Ist eine Maschine, die Tag und Jahr getreulich vor einem steht, in Wahrheit nicht eine Kameradin, ja eine Freundin?

„Jetzt werden Sie romantisch", sagte Herr Bunger ärgerlich, als ihm das Trauern nicht verborgen blieb. Er sagte das zwischen zwei dringenden Ferngesprächen und einem Dutzend wichtiger Unterschriften.

An diesem Tage, des Abends, sah Fräulein Elisabeth die alte Maschine wieder. Sie stand unter einer ganzen Serie ihresgleichen im hellen Licht eines Schaufensters, sah verblüffend gut aus und kostete 70 Mark.

Das Mädchen durchfuhr ein froher Schreck: So teuer also war die alte Maschine noch! Wer hätte soviel Selbstbewußtsein von ihr erwartet! Gewiß war sie auch innen einer gründlichen Kur unterzogen worden und konnte nun in Ehren ihr Preisschild tragen.

Sie trug neben dem Preisschild noch ein anderes, und das hieß: "Verkauft!" Verkauft? Wieso denn verkauft? fragte Elisabeth sich selber. Lange stand sie vor der Scheibe, ehe sie zaghaft in den Laden trat.

„Verzeihen Sie, bitte . . . Ich wollte nichts kaufen . . . Vielleicht ein andermal. Ich wollte nur einmal fragen . . . Können Sie mir sagen, wer die Maschine dort gekauft hat?"

„Man gibt solche Auskünfte eigentlich nicht", meinte der Verkäufer.

„Ich habe jahrelang daran geschrieben", sagte das Mädchen. „Jetzt habe ich eine neue Maschine. Aber man hängt doch ein bißchen an der alten Maschine. Man spürt das erst, wenn sie weg ist und wenn man sie plötzlich in einem fremden Laden sieht."

„So, so", räusperte sich der Ladeninhaber. „Wenn das also so ist . . . Ein älterer Herr hat sie gekauft, ein Dichter . . ."

„Oh!" rief das Mädchen. „Ein Dichter! Es ist doch gut, daß die Dichter nicht mehr mit dem Federkiel schreiben, sondern eine Schreibmaschine brauchen. Da kommt meine alte Freundin ja in lyrische Dienste."

Sie konnte nicht umhin, die Maschine aus dem Fenster nehmen zu lassen und noch einmal damit zu schreiben. Das große „N" war gerade wie ein Soldat, das „E" keine Jammergestalt mehr, Walze und Umschalter waren in Ordnung.

„Dann ist ja alles gut", lobte das Mädchen.

Herr Bunger aber war ein Mann der Tat und nicht der Träume. Er hörte kaum hin, als die kleine Stenotypistin von ihrer Begegnung sprach. Wie konnte er auch! Im Vorzimmer saßen neun Vertreter, auf seinem Tisch wölbten sich Berge von Briefen, und sein Kalenderblatt wimmelte von Terminen.



Bunte Chronik



Beim Niesen eine Rippe gebrochen.

Von einem sonderbaren Pech wurde Alfred Edward Woodham verfolgt, der in Afrika als Goldsucher und Großwildjäger viele gefahrvolle Abenteuer ohne die geringste Schramme überstanden hatte. Als Mitglied des britischen Polizeidienstes in Betschuanaland traf er jetzt in England zur Teilnahme an den Krönungsfeierlichkeiten ein. In dem ungewohnten feuchtkühlen britischen Klima holte er sich sofort eine schlimme Erkältung, von der er sich nach der Landung in Southampton auskurieren wollte. Er mietete sich daher in einer Pension ein. Als er sich auf den Polsterstuhl seines Zimmers niedersetzte, mußte er so kräftig niesen — daß er sich an der Armlehne des Sessels eine Rippe brach.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.